

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

N. 89.

Freitag, den 2. November

1894.

Für die Redaction verantwortlich: Philipp Fried in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

Feierabend. *)

Geliebte Todte, euch hat sie geschlagen,
Die Feierstunde, die uns alle ruft,
Wir trugen euch zu Grabe unter Klagen
Und pflanzten Immergrün um eure Gruft.

Ihr aber lächelt jetzt auf uns hernieder,
Die Stürme schweigen und der Kampf ist aus,
Und euer Ohr umrauschen süße Lieder,
Wir wallen fremde und ihr seid zu Haus.

So oft ein neuer Hügel sich erhebet,
Ein müder Pilger wieder Ruhe fand,
Aus engen Fesseln ist er gern entschwebet
In's unermesslich weite Geisterland.

Der Abendstern steht über'm Grabgefilde,
Die Winde seufzen leis durch Baum und Strauch,
Schläft wohl, Geliebte, unter'm Kreuzesbilde,
Wie lange noch, dann schlafe ich wohl auch.

Am Allerseelentag!

(Nachdruck verboten.)

G. Nicht zu frühlichem Wandern fordern uns heute die verschiedensten Stimmen der Religion und Natur auf, sondern zu ernstem Gange, in das stille Gräberfeld, wo unsere „lieben Todten“ ruhen.

Es kann sich dieser Stimme Ruf nicht leicht Jemand erwehren, und mag er noch so sehr im Taumel der Weltenlust alle Mahnungen des Jenseits zu überrauschen suchen. Nichts hilft es; — die eine oder andere Geisterstimme, sei es, daß sie den Ton alter Anhänglichkeit und Liebe als Echo in dem Herzen wachruft, sei es, daß der Mahn- und Rucheruf ungesühnter Schuld ihr innewohne, einer dieser Laute dringt an diesem Tage in eines jeden Sterblichen Seele, soweit die christliche Taufe ihm ihr unauslöschbares Merkmal aufgedrückt hat.

So ist es ein ganz eigenartiges Schauspiel, das man beim Betreten des Friedhofes einer großen Stadt beobachtet. Da wandern nicht nur hinaus diejenigen, welche

sich den Glauben lebendig in der Brust bewahrt haben, sondern es gehen des gleichen Weges, gebeugten Hauptes, auch diejenigen, die sonst vor lauter gottloser Wissenschaft nicht hoch genug den Kopf zu tragen wissen. Wozu sollten sie hinauspilgern zu den elenden, traurigen Nesten der Leiber, wenn es wirklich wahr wäre, was ihre Wissenschaft lehrt, wenn dieser armselige Plunder, halb Staub, halb morsches Gebein, Alles wäre, was von dem einst so stolzen, durch glänzende Gaben des Verstandes ausgezeichneten Menschen übrig ist?

Unbewußt getrieben und durch den Widerspruch mit der eigenen Lehre sich selbst verurteilend, finden wir bei den Gräbern der auf ewig Entschlafenen die Jünger einer, sei es in der Lehre, sei es in der Praxis, gottlosen Geistesrichtung.

Man sagt, daß am Sterbelager eines Nahestehenden und vorzüglich auf dem eigenen Todtenbette Manchem, der längst geglaubt hat, Gott als einen überwundenen Standpunkt betrachten zu können, wieder der Gedanke an ein Jenseits mit ewiger Vergeltung zum siegreichen Durchbruch gekommen sei. Nicht minder glauben wir, daß solch' ein Augenblick mahnender göttlicher Gnade für viele kommt, wenn sie die stumme Reihe der doch so stark berebten Grabhügel durchschreiten und allüberall das Kreuz erblicken, wie es nach unten deutet mit dem einen Ende, auf Tod und Vergänglichkeit, wie es aufwärts weist mit mahnendem Finger und wie es endlich beide Arme liebevoll ausbreitet, um alle in seinem beseligenden Reich der ewigen Liebe willkommen zu heißen.

Wem es vergönnt wäre, in die Herzen aller dieser Kirchhofpilger einen Blick zu werfen, der würde gewiß mehr denn einmal Zeuge sein des inneren Kampfes, bei dem der Mensch gegen sich selbst und seine Leidenschaft anstrebt. Wohl dem, der den Funken der unverstehbaren göttlichen Liebe in sich zünden ließ, dem der gute Kampf gelang!

Das Herz in ernstest andächtigen Gedanken gesammelt, so betritt der gläubige Christ die Stätte der Todten. Seine Hand legt bei dem Grabhügel nicht nur den blumengeschmückten Kranz als äußeres Zeichen der das Grab überdauernden Liebe nieder, sein Herz naht sich den lieben Todten vor Allem mit dem unverwelklichen Rosenkranze theilnahmvollem Gebetes.

Die reine, geheiligte christliche Liebe ruft uns mit tausend Stimmen am Allerseelentage zum Friedhof. Es ist die treue anhängliche Liebe, welche uns die Gr-

*) Aus „Am Allerseelen. Trost und Mahnung von Ab. Müller, Stadtkaplan bei St. Ulrich und Afra, Verlag von Michael Seitz, Augsburg“.

innerung an die Abgestorbenen unauslöschbar macht; es ist die dankbare Liebe, welche mit dem Almosen des Gebetes jetzt manche Wohlthat vergelten will, die früher oft kaum erkannt oder deren Ausgleich bei Lebzeiten nicht möglich war; es ist die edle christliche Liebe vor Allem, welche das strenge Gebot hat, den Bedrängten, die sich selbst nicht helfen können, beizustehen, die christliche Liebe, die zu beten gebietet selbst für die, welche im Leben feindselig uns begegnet sind.

Eine Stätte der gnadenreichen göttlichen Liebe ist aber auch der Friedhof für uns, die wir den Schritt zu ihm lenken. Eine ganze Fülle heilsamer Gedanken stürmt auf unser Herz ein, von dem sich langsam die irdische Schale löst und das dadurch empfänglicher wird dem Sonnenstrahl, der ewiges Leben hervorruft. Hier, so im Angesichte des Todes gleichsam, da wird uns die erste und einzige Nothwendigkeit klar, nicht nur auf das Zeitliche das Auge zu richten, sondern Sorge zu haben, daß die arme Seele nicht allein den Weg in's Jenseits antritt, sondern geleitet von dem Engel, der unsere erworbenen ewigen Schätze dem Herrn über Leben und Tod darbringt zum schwachen Entgelt für seine Herrlichkeiten.

Wohin das Auge schaut, grüßt uns das erlösende Kreuz, verheißend, daß auch der schlimmsten Schuld durch den, der an ihm gehangen, Genüge gethan worden ist für Alle, welche es reumüthig umfassen. Hoffnungsvoll sodann zugleich ist dies geheiligte Zeichen für den, der mühsam den so dornenvollen Weg des Lebens wandelt, denn unter diesem Grabkreuz, da hört der Erden Kreuz und Leid auf, und so es mit Christo ist getragen, erblühen an den Erdenornen die kostbarsten Himmelkrosen.

Es geht durch unsere Zeit allgemein ein gewiß berechtigtes Seufzen über schweres Leid der mannigfachen Art. Möge der Weg zum Friedhof alle stärken mit frohem, gottergebenem Glaubensmuth, der allein befähigt ist, den Frieden zu geben in diesen Tagen und einst die stille Grabesruh, mit ewigem, selbigem Frieden uns zu segnen!

Bernward von Hildesheim.

Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Antonie Haupt.
(Fortsetzung.)

Gerhard, der freie Inhaber des Hofes Sommerwerk, der nur aus Freundschaft für Tammos Eltern das Amt des Burgvogtes übernommen hatte, durfte ein kühnes Wort sich schon erlauben; darum fügte er lächelnd hinzu: „Und im Namen Deiner edlen Frau Mutter bitte ich Dich, lieber Tammo, suche Dir eine sanfte, fromme Hausfrau, die Deines Herdes und Hofes fürsorglich waltet, und die Dich von Herzen lieb hat. Das wird Deiner rastlosen Seele Ruhe geben und Deinen allzu kriegerischen Sinn friedlich gestalten. Du stehst jetzt im besten Mannesalter. Wann denkst Du an den Ehestand?“

Graf Tammo verzog zwar ob dieser Rede das Gesicht, als böte man ihm Wermuth dar; doch Herr Gerhard kannte seinen Liebling schon allzulange; er wußte, daß der Erbgraf verwundet sei, und zwar an schlimmer Stelle. —

„Hier kann nur Eine helfen,“ so dachte er nicht ohne Grund.

Herr Tammo schaute träumerisch in die Ferne. Auch er dachte an Eine voll Huld und Güte. In ein holdes Bild stand vor seiner Seele. Tief im Herzen hallte ihr Name wieder.

Da horch — Hörnerklang, Hufschlag? Was ist das? Da dringt fröhlich hervor aus der Waldesdämmerung ein farbenreicher Reiterzug mit flatternden Fähnlein, schimmernden Rüstungen und — wehenden Frauenkleidern.

Tammo beschattete das Auge mit der Hand und schaute schier verwundert dem rasch nahenden Zuge entgegen.

„Alle guten Geister!“ rief Herr Gerhard in halbem Entsetzen, „glaube gar, der Kaiser sammt seinem Gefolge beehrt die Sommerschenburg mit einem Besuche.“

Der Graf richtete sich straff empor.

„Fürwahr. Hoch weht das kaiserliche Banner. Das sind die hohen Herrschaften. Jetzt heißt es, Sorge treffen, daß die Gäste wohl bewirtheet und wohl beherbergt werden.“ Sprach's und eilte in großer Erregung hinaus, um Anordnungen zu treffen.

Gerhard folgte in gleicher Absicht. Auf sein Geheiß tummelte sich eifertig das Ingesinde hin und her.

Die Zugbrücke fiel, das Thor that sich auf vor den willkommenen Gästen. Die hielten fröhlich ihren Einzug. Das ward ein lebhaft Treiben auf dem lange so verödeten Burghof.

Tammo nahte ehrerbietig dem weißen Zelter der Kaiserin, kniete nieder und hielt den Siegbügel.

Die hohe Frau begrüßte den Grafen anmuthig lächelnd und sprach:

„Solch unerufene Gäste, solch einen Ueberfall habt Ihr gewißlich nicht erwartet.“

Der Graf hatte sich vorher auf eine geziemende Rede besonnen, doch da er anheben wollte, traf sein Blick eine goldblonde Begleiterin Theophanos, das machte sein Herz erbeben, machte ihn stocken, und seine Rede wandelte sich in einen kurzen Spruch zum Willkommen um.

Neues Leben zog in die so lang verlassene große Halle der Sommerschenburg. Neben den klirrenden Rüstungen rauschten seidene Frauengewänder, und der zierlich geschmückte Fuß der Hofleute schritt über die Bärenfelle, welche die Steinfliesen der Halle bedeckten. Durch die Umsicht Herrn Gerhards war der schöne Raum gar eilig zum Empfang der hohen Gäste hergerichtet; eine rasch gedeckte Tafel lud zum Imbiß ein.

Nachdem die Brüder Tammo und Bernward sich umarmt und freudige Grüße getauscht hatten, sprach der junge Kaiser lächelnd:

„Unser getreuer Lehrmeister wollte uns verlassen; er heißte Urlaub, um den geliebten Bruder und die väterliche Burg wiederzusehen. Wir aber vermochten es nicht, uns von ihm zu trennen, und so gaben wir ihm allesammt das Geleit hierher. Da sind wir. Sehet zu, wie Ihr mit uns fertig werdet.“

Auch Tammo lächelte.

„Einen bescheidenen Unterschlupf wird die Sommerschenburg den hohen Herrschaften sammt deren Gefolge schon bieten. Und sollte die Burg zur Herberge nicht ausreichen, so findet sich im Hofe Sommerwerk ein Unterkommen. Was die Verpflegung betrifft“ — er lachte

freudig — „Nezjiemer, Eberkenlen, Bärenkenden, Auerhahnbraten, für dergleichen sorgte mein Jagdgeschöß. Mein einziger Kummer, wie ich die Beute verwerthen könnte, ist anjeko von mir genommen.“

Theophano, welche sich von dem Burgherrn zur Tafel hatte geleiten lassen, deutete auf Hildezwitha, so gegenüber saß:

„Sehet, die junge Gräfin von Olesburg wollte mir von Gandersheim aus entfliehen nach Hildeheim zu ihrer Mutter. Ich aber hielt sie fest und bat sie, mit mir kurze Zeit an den Hof zurückzukehren. Es war mir gar so schwer, der holden Freundin meiner Sophia Lebewohl zu sagen in dem Augenblicke, da mein Kind den Schleier nahm. Das Loslösen muß allmählig geschehen.“

Tammo wandte das Auge nach der lieblichen Jungfrau. Es war ein langer Blick, der auf ihren sinnig bewegten Zügen, auf dem blonden Köpfchen ruhen blieb. Er senkte leise und nicht verständlichvoll. Allzugut begriff er, daß die Kaiserin sich von dem anmuthigen Mägdelein schwer nur zu trennen vermochte.

Der Jubel mundete den Gästen. Als sie sich gegenseitig gestärkt hatten, gebot die Kaiserin freundlich dem Burgherrn:

„Zeiget uns Euer Anwesen.“

Der Aufforderung entsprach Tammo gerne. Zuerst geleitete er seine Gäste zur Burgkapelle, wo alle ein kurzes Gebet verrichteten. Nach solch andächtigem Begangen führte er die Fremden die Treppen auf und ab in wohlausgestattete Säle und Gemächer, deren Bestimmung er bereitwillig erklärte. Allgemach aber verringerte sich seine Gefolgschaft. Die Hofleute suchten Bequemlichkeit, und wo einer ein anmuthig Plätzlein fand, da blieb er zur Raft. Selbst der Kaiserin erschien das achteckige Frauenstüblein im Untergeschoß des Thurmes so behaglich, daß sie allhier zu ruhen beschloß.

Der junge Kaiser, dem Bernward in diesem Raum das verdeckte Thürlein zu einem unterirdischen Gange gezeigt hatte, fand so viel Wohlgefallen an der feinen abenteuerlichen Sinn reizenden Wendeltreppe, daß er, ohne lange zu fragen, hinabstieg, um sich weiter umzuschauen; sein Lehrmeister mußte, wohl oder übel, ihm folgen. So geschah es, daß nur Tammo und Hildezwitha selbender ein traulich Gemach betraten, das mit sonderlicher Sorgfalt hergerichtet war. Decke und Wände des Gemaches waren mit Holz bekleidet, und die Sonnenstrahlen huschten freundlich über das alte braune Schnitzwerk und über die prächtigen buntgestrichen Kissen hin, welche die Truhen bedeckten. Der schönste Schmuck des eigenartigen Raumes aber war das wilde Epheugeranke, welches von der äußeren Thurmmaner, an der es üppig emporkletterte, seinen Weg hier hinein gefunden hatte durch die säulengetheilten Rundbogenfenster, allwo es sich laubartig um die tiefen Nischen zog. An einem der umrankten Fenster stand auch ein Webstuhl, und an der Wand hing eine Laute, die war von blauem Band umschlungen.

„Der Dieblingsaufenthalt meiner seligen Mutter!“ erklärte Tammo bewegt. „Hier saß die milde Frau gar oft im Sommer und im Winter, ließ geschäftig die Spule tanzen und lugte dazwischen hinaus nach der heitern Fernsicht über Thäler und Hügel. Wenn die Dämmerung kam, so nahm sie die Laute und hob leise an mit ihrer vollen weichen Stimme schöne, meist gottselige Weisen zu singen.“

Auch Hildezwitha war bewegt, ihr dünkte es, als ob sie an geheiligter Stätte eingedrungen sei. Zaghaft bot sie dem Burgherrn die Hand:

„Ehre den Manen jener Frau, die solche Söhne erzog! O, daß ich die Edle gefannt hätte!“ so sprach sie leise und innig.

Des ritterlichen Mannes Auge leuchtete auf. Er umschloß die zarte Rechte der Jungfrau mit beiden Händen und sagte mit tiefer bebender Stimme:

„Die Mutter hätte Euch willkommen geheißen, Hildezwitha,“ er beugte sich nieder und schaute der erglühenden Maid tief in die blauen Augensterne, „mir ist, als ob der verkürzte Geist der Mutter mir zuhaue: „Diese ist es, welche ich von Gott für Dich erbeten.““ Hildezwitha, täuscht mich meine Einbildungskraft, oder seid Ihr, die ich liebe seit dem Augenblicke, da ich Euch in Quedlinburg sah, mir wirklich von Gott beschieden?“

Ein wunderjames Leuchten ging über der Jungfrau Antlit.

„Es muß wohl so sein, denn niemals hat ein Mann solchen Eindruck auf mich gemacht,“ sprach sie einfach.

Er breitete die Arme aus.

„Hildezwitha, willst Du mein sein?“

Sie flüchtete an des Mannes Brust und nickte glückselig: „Ja!“

Die Verlobten hielten sich umschlungen, als die kaiserlichen Herrschaften mit Bernward eintraten.

„Hier sehet die zukünftige Herrin der Sommersehensburg!“ rief der Graf mit Augen, die von Sonne strahlten. „Die Braute hat eingewilligt, meine Hausfrau zu werden, sie liebt mich, wie ich sie.“

Da war bei Allen große Freude ob des frohen Ereignisses; keiner wunderte sich, wie das so rasch gekommen. Es war so natürlich, daß diese Herzen sich gefunden hatten.

„Ich selber werde Euch in der Pfalz zu Quedlinburg die Hochzeitsfeier rüsten,“ sagte die Kaiserin. „Ich entlasse Dich, mein liebes Kind, nicht eher aus dem Hofdienst, bis ich an Deinem Ehrentage Dich mit dem Brautkranze schmücken durfte. Mein — wende nichts ein, Deine vielliebe Mutter, Frau Grederunde, muß mir die Freude gestatten, sie muß selber als Gast zu dem Feste kommen.“

Es geschah alsdann nach dem Wunsche Theophanos. Ehe der Winter seine weiße Decke über das Land gebreitet hatte, legte im Dom zu Quedlinburg der Hofkaplan Bernward die Hände Tammos und Hildezwithas zum Lebensbunde in einander. Er sprach über die Worte des Apostels Paulus: „Die Ehe ist ein großes Geheimniß, ich sage aber in Christo und in der Kirche.“

Die Herzensfreude Bernwards an diesem Hochzeitstage war kaum geringer, als die des stattlichen Bräutigams und der wonnesamen, bräunlich mit Myrte geschmückten Hildezwitha.

Das Hochzeitsgefolge war nicht klein, der ganze sächsische Adel hatte die Brautleute zum Traualtar geleitet.

An der Hochzeitstafel aber, so in der Kaiserpfalz gar prunkvoll bereitet war, begann ein recht hohes Frohlocken, als der Bruder Hildezwithas, Graf Alman von Olesburg, den Gästen kündete, daß er sich just eben mit der Jungfrau Hedwig von Steberburg zum Ehebunde versprochen habe.

Die Brautmutter, Frau Frederunde, war beglückt, daß ihres Sohnes Herz sich der ernstsinrigen Hedwig zugewendet hatte. Nachdem die Jungfrau, welcher Altman's erste schwärmerische Neigung geweiht war, Judith von Sommerschenburg, des himmlischen Bräutigams Witwe dessen irdischer Liebe vorgezogen, da hatte die würdige Frau Frederunde nicht ohne Grund befürchtet, der Stammherr auf Niesburg werde unvermählt bleiben. Um so größer war heute das Glück und die tief empfundene Freude ihres mütterlichen Herzens.

„Mit Gott!“ sprach sie und gab den Segen.

Da erscholl der Jubel der frohen Hochzeitsgäste, und Pauken- und Trompetenschall verherrlichte lauter noch das Fest.

VIII.

Die Bischofsweihe.

Einnützig ward er da erkoren
Und ihm die Nachricht vorgelegt.
Deß ward sein Herz gar tief bewegt
Von Demuth und Bescheidenheit.
Er sprach: „Es wär mir bitter Leid,
So all des Antes schwere Bürde
Mir Schwachem übertragen würde;
Denn meiner Ohnmacht war es g'nug
An dem, was ich bisheran trug.“

Aus Philipp des Karthäusers Marienleben.

Während der Dauer von sieben Jahren hatte die Kaiserin Theophano das Reich mit Ruhm verwaltet und sich als eine Herrscherin von festem adeligen Charakter und großer Umsicht erwiesen. Ueberall, wo das Wohl des Reiches ihre Gegenwart erheischte, begab sie sich persönlich hin. In Italien zwang sie die Aufrührer zur Unterwerfung und brachte das kaiserliche Ansehen zur Geltung. Nach Deutschland zurückgekehrt, feierte sie im Jahre 991 noch einmal das Osterfest zu Queblinburg in großem Glanze, umgeben von vielen deutschen und fremden Fürsten. Alsdann begab sich die thatkräftige Herrin nach Nymwegen zu einer neuen Reichsversammlung. Hier ereilte sie der Tod in der Blüthe ihrer Jahre. Die Regentenlast war den zarten Schültern der edlen Frau zu schwer. Zu Köln in der Kirche Sanct Pantaleon wurde sie ihrem Wunsche gemäß beigesetzt.

Nach Theophanos Tode schloß sich der frühverwaiste Otto noch inniger an seinen treuen Lehrmeister Bernward. Ihn zog er allein zu Rath, um zu prüfen, was andere durch Schmeichelworte ihm einreden wollten; denn bei seiner hohen Begabung durchschaute Otto die Verstellung der Hofleute, erkannte er die unbestechliche Ehrenhaftigkeit des väterlichen Freundes. Ja, Bernward mit seiner hohen Bildung, mit seinem für alles Edle und Schöne aufgeschlossenen Sinn war für den geistig regsamem Kaiser-Knaben der rechte Lehrer. Und dieser übertrug der sorglichen Leitung des geschägten Lehrmeisters die wichtigsten Staatsgeschäfte. So ordnete Otto durch seinen Lehrer und dieser durch seinen Kaiser die Angelegenheiten des ganzen deutschen Reiches.

Trotz solcher Nachstellung durfte Bernward sich rühmen, keine Neider zu haben. Inmitten der Reichen und Hohen, der Armen und Niedrigen ging der besonnene Priester mit Ehrfurcht erweckender Bescheidenheit einher. Ueberall wußte er das rechte Maß zu finden, den Schüchternen lieblich zugänglich, den Uebermüthigen achtunggebietend zu begegnen. Den Sinn seines Zögling's weckte er für das Große und Ideale.

Der kaiserliche Knabe machte wunderbare Fortschritte in den Wissenschaften, und sein Geist wurde durch die freisinnige Weise des Unterrichtes früh zur Uebernahme aller Reichsgeschäfte gezeitigt, so daß man Otto bald „mirabilia mundi, das Wunder der Welt“ nannte. Selbst in's Feld zum Kampf gegen die aufständischen Wenden und Slaven begleitete der waffenkundige Lehrmeister Bernward mehrmals den siegreichen Kaiserknaben.

Das Weihnachtsfest des Jahres 992 feierte Otto und sein Hof in der Pfalz zu Mainz, in jener vornehmen und reichen Stadt, deren Erzbischof die Erbwürde des Reichs-Erzkanzlers belleidete.

Am majestätischen Rheinstrom erhob sich der Königshof nicht weit von der erzbischöflichen Burg. Vom Königshofe aus fiel der Blick auf den großartigen noch unvollendeten Dom, dessen Bau Willigis im Jahre 978 begonnen hatte. Mit regster Theilnahme verfolgten der so kunstgelehrte Bernward und sein begeisterter Schüler die Fortschritte dieses Werkes.

Am Neujahrmorgen 993 finden wir die Beiden in einem freundlichen Gemache der Königsburg in gelehrtem Zwiegespräch. Der dreizehnjährige Otto ist mit allen Gaben des Geistes und des Körpers reich ausgestattet; die Vorzüge des Vaters und der Mutter sind auf ihn übergegangen. Er ist von frischer, lebhafter Sinnesart und von schwungvoller Einbildungskraft, was seinem Lehrmeister nicht wenig zu schaffen macht. An ritterlichen Uebungen hat es dem Knaben nicht gefehlt, und in den Wendentriegen wurde er an Kampf gewöhnt. Begreiflich ist es daher, daß der junge Kaiser seinem Lehrmeister schon kühne weltumgestaltende Pläne vorträgt.

Ja, der dreizehnjährige Knabe phantastirt bereits von einem neuen großen Weltreich: Nach altvömischem und byzantinischem Vorbild sollen alle Völker des Nordens wie des Südens vereinigt werden.

Bernward hört staunend zu und schüttelt lächelnd den Kopf. Aber noch ehe der Lehrmeister etwas entgegenet, wird des jugendlichen Kaisers Sinn abgelenkt durch einen Troß Gewappneter, der am jenseitigen Ufer des Rheins erscheint und rasch über die schon von den Römern errichtete Pfahlbrücke der Stadt zureitet.

„Sehet doch nur, hohe geistliche Würdenträger in Violett gekleidet, von Gewappneten umgeben! Der Trupp begehrt Einlaß am Königshof. Was mag das bedeuten?“ fragt Otto.

Bernward schaute hinüber.

„Das ist ja Thangmar, mein Lehrmeister, das ist ja die ganze Hildesheim'sche Domgeistlichkeit, das ist mein Bruder Tammo und der ganze vereinigte Hildesheim'sche Adel!“ ruft er und eilt freudig hinunter.

„Willkommen, Ihr Herren!“ also ruft er in das Getümmel hinein.

Welche Ueberraschung! Rein lautes Gegenrufen umher. Entblößten Hauptes in ehrfurchtsvollem Schweigen beugen alle huldigend die Knie vor dem jungen Priester, der mit unbeschreiblicher Würde und Anmuth soeben hervorgetreten ist. Aller Augen ruhen voll Liebe und Stolz auf der hohen vornehmen Gestalt mit den durchgeistigten Zügen, mit dem edlen Anstand in allen Bewegungen. Der weiß nicht, wie ihm geschieht, als nun sein Freund und Lehrer, der Decan Thangmar, gemessenen Schrittes vor ihn tritt, nochmals das Knie beugt und mit kräftiger, weithin schallender Stimme spricht:

„Heil und Gruß dem erwählten Bischof von Hildesheim!“

Bernward steht ob dieses Grußes unbeweglich da, bleich und stumm. Er kann den Sinn nicht fassen.

Da richtet Herr Thangmar sich stramm empor und erläutert:

„Ja, mein erlauchter Herr, die Geislichkeit, der Adel und das Volk unseres Sprengels haben in feltener Einmüthigkeit Dich, mein Bernward, zum Nachfolger unseres dahingeshiedenen Oberhirten gewählt. Wir aber kommen, um Deine Einwilligung und die Zustimmung des kaiserlichen Herrn zu erbitten.“

Bernward wird bleicher, seine Augen schließen sich fast, ja seine Hand tastet, wie um dort Halt zu suchen, nach dem Pfeiler des Eingangs.

Der thatkräftige Thangmar drängt:

„Nimmst Du die canonisch vollzogene, auf Dich gefallene Wahl als Oberhirt der Hildesheim'schen Kirche an?“

Da steigt mit einemmale helle Röthe über des Gefragten ernstes Antlitz. Er richtet den Blick gen Himmel und spricht nach kurzem Gebet die Entscheidung:

„Ich bin nicht würdig, das Hohepriesteramt zu übernehmen, doch in Eurem Ruf erkenne ich Gottes Stimme.“ Er breitet die Arme aus;

„Nehmt mich hin, meine Treuen, wie ich bin, mit allen menschlichen Gebrechen. Ich gehöre zu Euch! Ja, ich fühle es, dem geistigen Hirtenamt, der Seelsorge für mein heimisches Sachsenvolk vermag ich besser vorzustehen, als des weltlichen Herrscherthums zu walten über das ganze weit verzweigte deutsche Reich, wie es der Kaiser wünscht. Keine andere Ruhmbegierde trage ich im Herzen, als die, meinem Schöpfer Seelen zu gewinnen. Wenn Otto mich entläßt, so folge ich Euch in die Heimath und übernehme dankbar das bischöfliche Hirtenamt.“

Die Begeisterung und der Jubel der Getreuen war beispiellos. Sie umringten stürmisch ihren zukünftigen Bischof.

Die Freude der Abgesandten wurde freilich gar bald gedämpft, als sie den Schmerz und die Bestürzung des jungen Kaisers gewahrten. Der wollte seinen Treuefreund, seinen heißgeliebten Lehrer und Rathgeber nimmer missen; nein, er wollte ihm die höchsten weltlichen Ehrenstellen, wollte ihm Macht und Reichthum geben.

Nicht gleich in den ersten Tagen und nicht ohne große Ueberredungskunst gelang es den Hildesheimern endlich, den Kaiser zum schweren Verzicht zu bewegen.

Am nächsten Sonntage ertheilte Otto dem zum Bischofe Gewählten in Gegenwart des Hofes und vieler Fürsten die feierliche Bestätigung und übergab ihm den von der Hildesheimer Gesandtschaft mitgebrachten Hirtenstab.

Die kirchliche Weihe vollzog acht Tage später, am Sonntage, den 15. Januar 993, der Erzbischof Willigis feierlich in der Hauptkirche Sanct Martin zu Mainz. Zu diesem Feste kamen nicht allein die benachbarten Bischöfe, die Geislichkeit und der Adel zusammen, auch das Volk strömte in hellen Schaaren nach dem Metropolitansitz, welcher der Schauplatz einer so glänzenden Feier sein sollte.

Dichte Menschenmassen füllten die mächtige, prachtvoll geschmückte Sanct Martinskirche. Sie harreten mit freudiger Ungeduld auf den Beginn der heiligen Handlung. Da ertönte volles Glockengeläute, und ehrerbietig

machte die Menge der Procession festlich gekleideter Priester und Prälaten Platz, welche den hohen geistlichen Oberhirten, den Bischöfen von Mainz, Trier und Worms, voranschritten. Der Anblick der drei so würdevollen Kirchenfürsten in reichen bischöflichen Gewändern mit der Inful und dem Hirtenstab wirkte überwältigend. In deren Mitte schritt ernst und bleich mit demüthig gesenktem Haupte Bernward.

Nach dem vor dem Hochaltare gemeinsam verrichteten Gebet bestieg Willigis den Thron. Zu seiner Rechten nahm der majestätische Erzbischof Egbert von Trier, zu seiner Linken der Bischof Hildewald von Worms den bereitgestellten Sessel ein. Die beiden Kirchenfürsten assistirten dem Mainzer Oberhirten bei der Weihe, denn: „Es ziemt sich, daß der Bischof von allen Bischöfen der Provinz geweiht werde; im Falle aber dieses zu schwierig wäre wegen bestehender Hindernisse oder der Weite der Reise, so geschehe die Weihe wenigstens von drei Bischöfen,“ also befahl der vierte Canon des Kirchenraths von Nicäa.

Bernward in langem weißem Gewand, mit der Stola und dem Chormantel bekleidet, wurde vor den Erzbischof Willigis geführt. Er neigte sich in tiefer Ehrbezeugung. Auf eines Wink des Consecrators Willigis verließ der bischöfliche Notarius die apostolische Bestätigungsurkunde zur Weihe.

Der Neugeweihte kniete nieder vor dem Erzbischof und gelobte feierlich mit lauter Stimme Ergebenheit und heilige Treue dem Nachfolger des heiligen Petrus, dem Oberhaupte der Kirche, und befeuerte, seiner Gemeinde ein wahrer apostolischer Bischof sein zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Steiermark, Kärnten und dem Küstenlande Krain.

Von C. Mayer.

III.

Der Predil-Paß.

Tarvis bietet Gelegenheit zu einer Menge schöner Ausflüge. Einer der genußreichsten ist die Partie über den Predilpaß.

Der frühe Morgen, in zartem, bläulichem Grau anbrechend und ständig gutes Wetter verheißend, trieb uns schon sehr bald aus den Federn; noch herrschte vollständige Ruhe im Hause. Als wir uns anschieden, daselbe zu verlassen, fanden wir uns eingeschlossen; indeß Mühe und Schläue half uns den schweren Riegel beseitigen, und das Thor nach unserm Weggange mit Wucht wieder in's knarrende Schloß fallen lassend, kümmerte es uns wenig, welcher Bettposten erzitternd dabei den säumigen Schläfer weckte. Ein Bäckerknabe, frische, knisternde Bröddchen im hohen Tragkorbe, trat uns in den Weg, und es wurde sofort etwas von seiner warmduftenden Bürde ihm abgekauft. Fröhlich ob des glücklichen Besizes stärkender Bröddchen, wanderten wir in den thaufrischen Morgen hinaus. Ein Gang voll hehren Genußes! — Die Reichstraße dringt mitten in das Herz der Julischen Alpen und folgt dem Lauf der Schilka, die als echtes Gebirgskind in ihrem gerölligen, vielfach mit großen Felsstücken durchsetzten Bette einherstürmt. Nach halbständigem Marsch erreichen wir das einsame Dorf *Flitzschl*, dessen Hünjerguppe in der Eigenart des slovenischen Baues, mit den

dicken Mauern und den kleinen, durch starke Eisenstäbe gesicherten Fensterchen, einen weltverlassenen Eindruck macht. Der schönste Blick ist zunächst dem Kirchlein auf das dunkle Thal mit seinem wilden Wasser, den weit auseinander liegenden, ärmlichen Gehöften und dem düstern, erusten Hintergrund der sich erhebenden Felsgebirge.

Die Romantik der Gegend steigert sich. Wild und zerklüftet schauen die zerrissenen Gipfel der steil aufstrebenden Berge in das enge Thal. Wir sind in Kaltwasser, einem großen Bleiposament mit freundlichen Wohngebäuden, am Zusammenfluß des Schitka- und Kaltwasserbaches. — Die Straße steigt und gewährt zwischen tiefgrünem Nadelholz freien Blick auf die Hochöfen und Bleiwerke in der Thalsohle. Zahlreiche Fuhrwerke, welche mit schwerer Ladung von Zink, Blei und Galmei den Betrieb der Hochwerke und Schmelzöfen vermitteln, beleben die stark bergan ziehende Straße. Ein einfaches Wirthshaus trägt über dem steinernen, romanisch geformten Thorbogen eine Einladung zur kühlen Rast vor dem ermüdenden Aufstiege; die kunstlosen Verse — in drei Sprachen, deutsch, italienisch und slovenisch, abgefaßt — zeigen, wie enge diese drei Volksstämme sich hier berühren, oftmals ohne gegenseitig ihre Sprache zu verstehen. — Mit der Steigung erweitert sich das schluchtartige Thal, aber es rührt nicht ab an Wildheit und Sterilität. Ein weites, weißes Geröllfeld, unter welchem man das Wasser nur von Ferne rauschen hört, bedeckt als Raibler Gries den Thalboden; dicke Rauchwolken, die schwer über der Häusergruppe lagern, verkünden, daß wir uns Raibl, einem der größten Berg- und Schmelzwerke Kärntens, nähern.

Ohne die herrliche Bergumrahmung näher zu beschauen, treten wir, von Hunger und Durst nach zweistündigem Marsche getrieben, in das erste sich öffnende Wirthshäuschen. Qualm und Dunst füllt die Stube; eine Menge zehender Arbeiter und verschiedenes Volk sitzt auf den Bänken; die Wirthsleute begriffen nach einem einzigen Blick auf uns, daß uns diese Gesellschaft nicht zusaute, und öffneten eine Thüre zu einem nebenanstehenden Gemach; aber diese Atmosphäre von Wirths-, Wohn- und Schlafstube, dieses undefinirbare Chaos von Möbeln und herumliegenden Gegenständen, ungemachten Betten flöhte noch weniger Vertrauen ein; dazu eine unheimliche, mumienartige Alte, die aus einem zerklüfteten Lehnstuhl aufkrabbelte, und kein anderer Ausgang aus dem mit Eisenstäben an den Fensterchen verwahrten Raum, als durch die lärmende Menge, von deren slovenisch klingendem Idiom man noch dazu nichts verstand. Nein! lieber im frischen, kalten Morgen vor dem Hause, als in dieser Mäusefalle. Doch das Gösener Bier und der Wein schmeckten vorzüglich, und die Unheimlichkeit schwand mit dem leeren Magen.

Von Raibl klimmen zwei Straßen zur Höhe des Predilpasses hinan, die Sommer- und die Winterstraße. Letztere führt an die Ufer des Raibler See's und wird in der schlimmen Jahreszeit, solange Lawinengefahr herrscht, stets benützt. Erstere, für den Sommer gebaut, führt rascher zur Höhe und gewährt einen wundervollen Blick auf das Raibler Thal, in dessen Bild voll Anmuth und Majestät man sich stundenlang in trunkenen Bergessenheit versenken könnte. In der Tiefe der lichtgrüne, sonnen- durchleuchtete, grünlichspinnene See mit seinem Inselchen, wo zwischen Föhrenschatten ein Rindendach schimmert, — in mäßiger Ferne das rauchgeschwärzte Städtchen, das

sich an den Königsberg lehnt, an dessen Flanke die schmalen Wege der Knappen und die Schlundlöcher der Eingangsstollen bis zur halben Bergeshöhe hinauziehen. Rund im Krauze, herrliche Contouren im blauen Aether zeichnend, die großartigen Felsengebirge: der Seefopf, die Caningruppe, die mächtige Wischberggruppe und das Kaltwassergebirge, der Albelkopf, die Zinne des Königsberges, die vielzackigen Lahn- und Zünspitzen, der grüne Predil, theils wild zerrissen und von Geröllhalben durchzogen, theils von dunklem Wald und üppiger Alpenflora bedeckt.

Wir ziehen die mit Alpenrosen besäumte Predilstraße weiter. Eine Menge Arbeiter, meist Slovenen, kegegnen unserm Weg. Sie gehen zum Bergwerke hinab, wo fast die ganze umliegende Bevölkerung als Knappen Beschäftigung findet. Jeder bringt in einem eigenartigen, gefällig geformten, hölzernen Gefäße die Milch zur Potenta mit, der hauptsächlichsten Nahrung der armen Bergbewohner. Nun präsentirt sich die prächtige Mangartgruppe mit ihrem massigen Felsenhaupt; entzückt ihrer weitem Entfaltung zustrebend, erreichen wir die Pashöhe, eine Stunde von Raibl, ein prächtiger Uebergang, der durch das Fongothal den Verkehr mit Italien vermittelt. Das kleine Wirthshaus am Predil mit seinen paar benachbarten ärmlichen Häusern, hat trotz seiner Unannehmlichkeit einen regen Verkehr von Fuhrwerken und Reiswagen aller Art. Einen hochinteressanten Blick genießt man nach Süden von der Höhe aus in das grün umwobene, von grauen Felsenmassen durchzogene Thal. — Wunderschön gruppiert sich der Mangart, der Jaluz. Die steil abfallende Straße verfolgend, kommen wir an das kleine Fort Predil. Warnungstafeln bejagen, daß es jedem Fremden verboten ist, sich in der Nähe der Fortifikation aufzuhalten oder gar eine Zeichnung davon zu entwerfen. Hart an der Straße, an die Festungsmauer angelehnt, ist das schöne Denkmal:

„Zur Erinnerung an den Heldentod des k. k. Ingenieurhauptmanns Johann Herman v. Hermansdorf am 18. Mai 1809 und der mit ihm gefallenen Kampfgenossen. Kaiser Ferdinand I.“

eine Steinspyramide mit sterbendem Löwen aus Metallguss, dem Luzerner Löwendenkmal nachgebildet. An einer Straßenwindung, die weit in die Furche zwischen Mangart und Jaluz einschneidet, kommen wir an die Corintenza, die, zwischen Geröll hervorbrechend, sich unter der Straße in einen tiefen, von gerade aufstrebenden Felsenmauern gebildeten Kessel in brausendem Falle stürzt und im tiefen Felsenbett sich den Weg nach der berühmten Fittsch Klause bahnt. Bis zu einer Entfernung von zwei Stunden beherrscht hier das entzückte Auge die Gegend.

Die im Sonnenbrand weiß schimmernde Straße windet sich, den Einschnitten der Berge folgend, in großen Krümmungen zur Tiefe; an ihren Saum sind die langgestreckten Dörfer Ober-, Mittel- und Unterpreth mit ihrer kleinen Kirche malerisch gebettet; zu den schon genannten Bergkuppen treten die Confinispitze, der prächtige Rombon. Aus dem satten Grün der Wiesen und Wälder leuchten die weißgrauen Felsenhäupter und braunen Klunfen, überspannt vom glänzenden Blau des südlich angehauchten Himmelszettes; im tiefen Felsenrinnsal streckenweise verschwindend, perlt der eilige Bach. Nachdem wir im tiefen Schatten des Berges wohlthuende Rast bei frischem Quellwasser und unserm mitgebrachten Speisereifen gepflogen, wanderten wir, um noch länger des Anblicks

froh zu sein, bis Oberpreth; allein in Anbetracht der sengenden Hitze, die uns auf der stark ansteigenden Straße zu sehr bedrückt haben würde, entschlossen wir uns, umzukehren. Im wüthigsten Tempo erreichten wir die Passhöhe. Die diensthüthende Wache des Forts verfolgte lange vom sonnenbeschienenen Dach aus unsere Schritte, wahrscheinlich nur aus Mangel interessanterer Abwechslung in ihrem monotonen Dienste.

Nach Raibl zurückgekehrt, suchten wir dieses Mal das beste Gasthaus auf, welches nichts zu wünschen übrig ließ und auch ein Touristenhaus zur Aufnahme von Alpenvereinsmitgliedern besitzt. Ein Retourwagen nach Tarvis wurde freudigst begrüßt, da der Rückweg doch recht ermüdend geworden wäre.

IV.

Die Weissenfelder Seen und der Belveder-See. Raibach.

Die Kronprinz Rudolf-Bahn brachte uns zunächst an Station Ratschach. Das Thal von Ratschach ist einfach, aber mit schönem, weitem Blick auf die Berge: den Mangart, Ponca Velika, Duina, Fünfspitzen und Kaltwassergebirge, den Lufchariberg, den Brachnik, sowie auf die schluchtartige Einsenkung, in welcher die Ortschaft Weissenfels mit ihren Gewerkschaften liegt. Ueber Wiesen wenden wir uns dem hohen Fichtenwalde zu; ein ziemlich steiniger, mäßig ansteigender Weg führt uns dem Seebach entlang, der sprudelnd, lichtblau in zahlreichen Cascaden zu Thale hüipst. Nach drei Viertelstunden stehen wir am ersten See und wenden uns, an dessen östlichem Ufer einen schattigen Weg verfolgend, dem Rudolfsfelsen zu, einem Felsenriff, das beide Seen trennt und den besten Ueberblick über den zweiten, kleineren See bietet — ein düsteres, einsames Wasserbecken von Fichten, Lärchen und dürftigen Alpenwiesen umfäumt. Die Wände des Mangart mit dessen imposant geformten Felsenmassen, um den Seespiegel ein kolossales Amphitheater bildend, senden riesige Geröllhalben an seine Ufer. Ein schwindelnder, gefährlicher Steg führt vom See aus auf die senkrecht emporstrebenden Gipfel. Der melancholische Ernst dieser Natur findet auch einen Widerhall in unserm Gemüthe, und gern wenden wir uns dem ersten, freundlicheren Seebeilbe zu. Unvergeßlich bleibt mir dort die Raft auf der kleinen Halbinsel, in der einfachen, rohgezimmerten, von Slovenen gut und billig bewirthschafteten Restaurationshalle; bei gemüthlicher, herzlichher Plauderei mit Reisegenossen überließen wir uns ganz der seelenvollen Wirkung, die der Reiz des lieblichen, anziehenden Landschaftsbildes ausübte: der dunkelgrüne, leicht gekräuselte Seespiegel mit reizenden Fels- und Waldbildern in seinen Fluthen, darüber die herrliche Mangartgruppe, deren wilde, steil zum zweiten See abfallende Geröll- und Schutthalben durch sanfte Waldumäumung verdeckt sind. Ungern schieden wir von der trauten, vom Hauch einer erhabenen, jungfräulichen Natur beseeelten Stelle, um zum nächsten Zuge wieder in Ratschach einzutreffen.

Die Fahrt geht weiter, vorüber an Kronau, an der Mündung des wilden Pizenga-Thales, und an Moistrana, dem Eingang des als großartig geschilberten Urata-Thales, mit prächtigem Blick auf den Triglav, den dreigipfeligen Bergriesen Oberkrains. Bei Station Lees vertauschen wir das rauchige Bahncoupe mit dem offenen, luftigen Postwagen, der uns westlich

über die Save in einer halben Stunde nach Belveder bringt, das als die Perle, das Paradies Oberkrains bezeichnet wird. In der That ein wunderliebliches Seebeilbe: groß, tief, leise bewegt, in wunderbornen Tintenspielen, die wechselvollen Ufergelände im klarsten Spiegelbild aufnehmend. Eine Kahnfahrt auf den kristallinen Fluthen bringt uns auf die reizende, kleine Insel, einen mitten im See aufragenden bewaldeten Bergkegel; gekrönt durch die Wallfahrt Maria im See. Ein schattiger Weg, vorüber an einer Lourdeskapelle, die zu frommer Erinnerung an eine Prinzessin Windisch-Grätz, geb. Dettingen-Spielberg, erbaut ist, führt einerseits zur Kirche hinauf, während an der andern Seite unmittelbar aus dem See eine breite, 98 Stufen hohe Steintreppe zum Kirchenplateau aufsteigt. Dieselbe zeigt uns in einer an der Mitte derselben seitwärts angebrachten Inschrift den Namen und die Widmung des Erbauers, nebst Jahreszahl. Die Kirche selbst besitzt einen reich vergoldeten Altar mit Marmormosaik; neben der Kirche ist der dicke, viereckige Thurm mit dem Wunschglöcklein, dessen heller Silberklang die Erfüllung der mannigfachen Wünsche der armen Erdkinder vom Himmel gewähren soll. Schade, daß ich im rechten Augenblicke mit der Legende nicht betraut war und erst später davon erfuhr, als die unregelmäßigen, hellen Glöckenschläge, die bei unserer Rückfahrt über den See zitterten, mir aufstießen. Mein Herz hätte wohl auch Ursache gefunden, das Wunderglöcklein zu erproben. Die Aussicht von der Höhe des lieblichen Eilandes ist fesselnd. Im Süden erhebt sich auf einer höchst malerisch gestalteten, 120 m hohen, senkrecht dem See entstehenden Felswand das alte, aber wohlerbaltene, nun einem Wiener Bankier gehörige Schloß Belveder; lieblich bewaldete Ufer bergen den Ort mit der höher gelegenen Kirche; im Anschluß ein Kranz von Villen, eleganten Bade-Etablissements und parkartigen Gärten — das Louisenbad, die Esplanade Mallner etc. Darüber erhebt sich ruhig und ernst in mäßiger Ferne das kahle Gebirge, nordöstlich der prächtige Stou; in der westlichen Senkung zeigt sich der weiße Scheitel des felsengezackten Triglav; südlich bezeichnet ein jäher Absturz der Berg- und Hügelkette die Mündung des Wocheiner Thales.

Unser kleiner Slovene, der die Zeit im sonnenbeschienenen Kahn verschief, brachte uns ungefährdet an seines Vaters Häuschen zurück, an dessen Außenseite ein uraltes, in Stein gemeißeltes Marienbild eingemügt ist und daselbe als das Heim einer alten Bildhauerfamilie kennzeichnet.

Im Schatten hochgewölbter Baumkronen verfolgen wir noch lange die den See umkreisende Straße, bis Hunger und Müdigkeit uns zurück in's Louisenbad führen. Die Abendsonne in ihrem verglimmenden Roth malt den Scherdel der Berge, Friede athmet der duftige See; stimmungsvoll erzittern fernhallende Klänge einer Kurmusik, dazu das Geklätcher der am Kiel des Tschinagl (Kahn) sich brechenden Wellen. Selbst das rege, fashionable Badeleben und das stillgeschäftige Treiben in der nahen, äußerst reinlichen und schmucken Musterküche des Hotels sind nicht im Stande, diese Poesie zu stören.

Die Abendpost bringt uns wieder zurück nach Lees, wo wir bei stockfinsterner Nacht noch in das Dorf wandern, um im Touristenhause des sehr empfehlenswerthen Gasthofes von Wucherer nach des Tages Mühen und Genuß gute Verpflegung, vortreffliche Weine und angenehme Ruhe zu finden. Leider nicht zu lange, da der erste Frühzug

zur Weiterreise nach dem Süden benützt werden mußte. — Morgenrauen und dichter Nebel verhüllt die Landschaft und begünstigt eine kleine Huldigung, die wir dem zu früh entronnenen Gotte Morpheus nachzubringen hatten. Das mächtige Rauschen der Save dringt in unsere Träume, und wir bemerken, daß dieselbe eng gebettet zwischen den Karawanken und Julischen Alpen neben der Bahn dahinstürzt. Enge Thalspalten zwischen den Ausläufern der Terglounggruppe gestatten prächtige Blicke auf den sie beherrschenden Berg. Wir kommen nach Krainburg, der frühern Herzogsstadt, die, bespült von zwei Flüssen, der Save und der sich in erstere ergießenden Kanter, auf freundlich bewachsenem Felsvorsprung, recht hübsch erscheint. Den Hintergrund deckt ein Kranz von Bergen, während südlich die sich öffnende weite Ebene freien Ausblick gestattet. — Das Wetter klärt sich; schon in Bischoflack zeichnen sich, trotz der in der Tiefe liegenden Nebel, die Contouren der Gebirge am reinen Morgenhimmel; bei Zwischenwässern sehen wir hell und freundlich die hohe Wallfahrtskirche am walbigen Smaragenera (Smaranberg) über die weite Landschaft erglänzen. Die aufsteigende Sonne erdrückt das Nebelmeer; in reinstes Sonnengold getaucht, erscheint Feld und Flur und die zerstreuten Dörfer und Kirchen, während Rosaduft die starren Gebilde der Karawanken milde umleuchtet.

Wir sind in Laibach, der lebhaften Hauptstadt Krains; weiltäufig, in großartigem Maßstabe angelegt, gruppiert sie sich um den die Stadt hoch überragenden Schloßberg. Derselbe, ein langgestreckter Bergücken mit hübschen Promenadenwegen, trägt an seinem der Stadt zugewendeten, jäh abfallenden Ausläufer das ehemalige Schloß, nunmehr Staatsgefängniß. Eine breite, von hohen alten Bäumen beschattete Fahrstraße führt hinauf; gerne wird Touristen die Erlaubniß zum Eintritt bewilligt, und wir erfreuten uns hier der prächtigsten Fernsicht. Auf der weiten Fläche, nördlich das Laibacher Feld, südlich das Laibacher Moos genannt, lagern zarte Nebelschleier, vom Sonnenduft goldig durchwoben; gleich freundlichen Däfen entsteigen demselben die Dörfer, die blinkenden Thürme, die noch weit verfolgbare Trace der Eisenbahn; ein vielfach geschlungener Gürtel stets höher emporstrebender, oftmals durch weithin sichtbare Kirchen gezielter Bergspitzen, überragt von den feinen Linien des Rosentagebirges und der Steiner Alpen mit dem Grindouz, begrenzen den Horizont; märchenhaft, ein bleicher Geist, entsteigt in fernem Nordwest der mächtige Triglav dem Dunst-, Wald- und Hügelmeere. Belebend sind die hübschen Einblicke in die Straßen und Plätze der Stadt und in ihr buntes Getriebe, das heute durch Abhaltung eines Katholikentages, welcher 2—3000 Gläubige, größtentheils slovenische Geistliche, vereinigte, noch erhöht wurde.

Da wir schon um 6 Uhr angekommen und bis Mittag blieben, hatten wir Zeit genug, uns die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Stadt anzusehen, unter denen der Valvasor-Platz mit der Statue des Vodnik, der Dom, ein Rundgewölbe mit hoher Lichtkuppel, die schattige Stern-Allee mit der colossalen, 2 m hohen Büste Radetzky's, aus Bronze auf einem Stein-Sockel, die Deutschordenskirche mit der Gedenktafel von Anastasius Grün besonders auffielen; längs des Quai an der rauschenden Laibach reihen sich die zahlreichen, reinlichen Verkaufsstände mit reichhaltig und ausserlesen angehäuftes Victualien aller Art. Durch die Lattermanns-Allee gingen

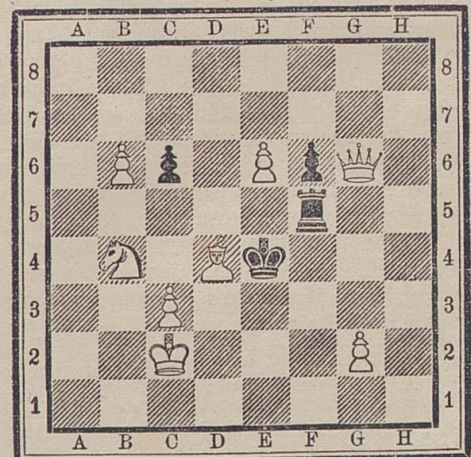
wir noch nach Tivoli an das Radetzky-Haus. Auf der breiten Schloßterrasse, umgeben von hübschen Garten- und Park-Anlagen, prangt die vergoldete Statue Radetzky's auf weißem Marmorsockel mit der Inschrift: „Soldaten, der Kampf wird kurz sein — Nochmal folgt Euerem greifen Führer zum Sieg — Armeebefehl vom 12. März 1849.“ Seitwärts liegt recht hübsch die für großen Besuch berechnete Restauration „Schweizerhaus“; ein herrlicher Park führt zur Höhe, zum Rosenbichl, mit weiter Aussicht, dem Schloßberge gegenüber.

Nur slovenische Laute umtönen das Ohr, mit denen sich unsere Zunge umsonst abquält, wie: lekrina = Apotheke, vrtnarija = Gärtnerei, trg krizcevniski = deutscher Platz, Jxdelovateljja = Besenreuger, NemdohányzóknaK = Nichtrauchercompé u. c. Man konnte sich nur an gebildete Leute wenden, von denen man sicher war, deutsch verstanden zu werden, wenn man eine Auskunft wollte. Sehr liebenswürdige und zuvorkommende Winke ertheilte uns der Vorstand des dortigen Alpenvereines, Herr Dr. Vock, besonders was die Besichtigung der Grottenwelt des Küstenlandes betrifft. Durch seinen eindringenden Rath aufgemuntert, versäumten wir nicht, die neu erschlossene Grotte von DtoK, sowie die St. Ranzians-Höhlen bei Divača, trotz alles Schauerlichen, das uns von letzteren bekannt war, dem Besuche der Märchenwelt von Adelsberg hinzuzufügen.

Noch am selben Nachmittage entführte uns die Bahn über die mächtigen Viaducte in doppelter Bogenstellung, die bei Franzdorf das Laibacher Moor überbrücken — 25 Bogen, 38 m hoch und 569 m lang — nach der Höhe des Gebirges; in großen Windungen mit schönen Rückblicken auf die Laibacher Gegend bis zum Grindouz, erreicht sie bei Planina-Rakel den Scheitel der Berge; hohe Fichtenbestände, mit breiten aus der Erde wachsenden Felsstücken vielfach durchsetzt, umsäumen die Bahnstraße; üppige Waldvegetation, von graublühender, wilder Clematis und andern Schlinggewächsen durchwuchert, sichert dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt.

Wir sind in Adelsberg, unserm heutigen Reiseziel.
(Fortsetzung folgt.)

Schachaufgabe.
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an und setzt in 3 Zügen matt.

